

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1921

163 (15.6.1921) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage

Brief vor der Sommerreise.

Von Richard Nieß.

Lieber Leser, es wird Sommer; ob es will oder nicht. Es wird Sommer; denn der Kalender ist ein Gesetzbuch, gegen das es dauernd keinen Verstoß gibt. In Tirol und in Oberbayern wird nun schon alles wieder schön gepulvert. Die Alpen sind neu angestrichen worden, man hat die Motorböden für die kleinen Seen aus der Schublade geholt, neue Postkutschen gezimert, neue Preislisten anfertigt; neue Seimafunktion wurde hergestellt: Bauernhäuser, Schmitzereien und bunthörnige Gläser. Man hat neue Antiquitäten geschaffen und hat vielleicht für das Duzend Meiseide, das zu ihrem Verkauf sicher notwendig sein wird, schon die Ablässe erkanden. Die Fodel-Reihe wird neu geschmiedet, das Gesicht mit Biederkeit übermalt und die Stufe geputzt und ausgemauert. Und was dies alles, lieber Leser? Demeinetwegen, nur Demeinetwegen. Du bist der Mann, auf den man jetzt in Tirol, in Oberbayern und in den Schweizer Kantonen wartet. Man wird sich dir als Hintergrund bieten, wenn du im Schilde deiner Stadtbrille als neuer, bei Nies, Wertheim oder Baraich einwirkender Original-Tiroler deine mageren Waden zeigt und deinen Schmerzbau, den du dir angelesen und angelesen hast. Man erwartet dich, und du wirst kommen, wie du jedes Jahr kamst. Und bei der Durchreise wirst du dich auch in München aufhalten. Zwei Tage wenigstens. Wie lange braucht man, um München zu nehmen? Zwei bis drei Tage genügen, hat man dir gesagt. Denn du bist schließlich ein Vetter oder Schwager, der mal ein Semester in Bayern studiert hat. Zwei Tage: Hofbräuhaus, vier Bildergalerien (Wartt du schon mal in einem Museum deiner Heimatstadt, Verehrter?), Stadtfahrt durch die Stadt, Sechenswürdigkeiten... Ein Abend im Prinzregententheater, einer in der Ausstellung...

Lieber Leser, es ist mir gleich, was du in München machen wirst, aber - kommen kommst du. Das weiß ich, und deshalb schreibe ich dir. Denn ich bin dir gut. Und nicht weniger gut bin ich München, der Kunst- und Bierstadt (so heißt du doch, nicht wahr?, wenn du nach Genua der "Märchenstadt" fährst, oder nach Rom, der "ewigen Stadt", oder nach der herrlichen Arnstadt Florenz, ... denn du liebst die Stempelwörter, und das kann dir kein Teufel wehnehmen...). Du kommst also nach München, und ich will, da ich dir (ich hab's schon einmal gesagt), daß ihr zwei beide auch gut vertragen. Und deshalb gebe ich dir - für den Fall, daß dein Badereder ein älterer Jahrgang ist - einige befremdliche Aufklärungen über die bayerische Residenz. Nichts dich nach ihnen, und es wird dir hier wohlzuergehen.

München ist - mag es auch mit noch so großen Rechten das "Tor der Alpen" genannt werden - eine Stadt mit zumeist durchaus ebenen Straßen. Die Häuser bieten bisweilen Aufgängen für Klettertouristen, aber in diesen Fällen gibt es ja bequeme Treppen, die auch dem Nichtschwimdfreien den Aufstieg ermüden, und Lifts, denen man sich ebenso getroßt anvertrauen kann, wie den Schweizer Bergbahnen. Die Straßen sind vielfach schon gepflastert, und selbst dort, wo sich noch nicht der Segen des Asphaltts freundlich bemerkbar macht, ist der Weg gut erhalten und leicht gangbar. Du brauchst also, lieber Leser, um in München vorwärts zu kommen, absolut keinen hohen Berg mit gefährlicher Spitze, du kannst ihn gerott im Hotel lassen oder am Bahnhofe zur Aufschwemmung übergeben. Dort hebt man dir für ein Pfennig sogar deinen Eispickel auf. Auch der

ist nicht unbedingt nötig. Bedenke, daß wir mitten im Sommer sind! Sollte dir jemand in der Heimat gesagt haben, daß es im „Englischen Garten“ Gletscher gebe, so nenne ihn getrost einen Vagner. Was die sonstige Ausstattung betrifft, so ist ein guter Wettermantel zwar sehr zu empfehlen, ohne doch zu dem unumgänglich nötigen Inventar eines Münchener Plügers zu gehören. Schwerefälle sind auch bei uns jetzt selten, und sollte der Tag einmal einen kleinen Plötzendruck zeitigen, so findet sich bei der fast völlig durchgeführten Regenbekämpfung der Münchner Straßen sicherlich hier und da ein gastliches Tor, das dem Wanderer einen Unterschlupf gewährt. Das Gerücht, daß es in München hier regne, ist erlogen. Und den Mann, der erzählt, daß jeder Münchner Kutscher ein kleines Bierfäßchen neben sich auf dem Bod führt, möchte ich sehen! - Sonst sei deine Garderobe haltbar und solide. Die Badstrümpfe maßt du daheim lassen. Denn - in dubio - bast du gar keine Wadeln. Geh' dir auch die schönen Knieflecken für Legereise auf. Denn es stimmt nicht, daß alle Münchner im Gebirgsdresch ins Theater gehen. Aus Prinzregententheater sicher nicht. Und auch was die anderen Bühnen betrifft... das Gerücht der Leute übertrifft gerade in diesem Punkte münchhausenhaft. Also lieber Leser: du fährst ganz gewiß nicht sonderlich auf, wenn du beim Spazieren durch die Münchner Straßen und bei der Besichtigung der Pinakotheken in ehrlichen Langhosen daherkommst. Also, keinen Kummer, bitte!

Anders ist die Sache, was die Verpflegung in München betrifft. Zwar: daß man Apparate mit sich führen müsse, um auf der Neubauer Straße abzukochen, diese Vorrichtungsmäßigkeit ist unbegründet, sie kann auch nicht mit gutem Herzen empfohlen werden, da der rege Verkehr einer gemüthlich-bekömmlichen Mahlzeit hinderlich ist. Wer aber kleine Eßwaren: Konfekt, Cakes oder Krüchen bei sich führt, wird sich auch in München damit manchen Genuß verschaffen können. Fleischkonferven meine ich freilich nicht. Denn in München wird - zumal in der Fremdenstation - ziemlich oft frisch gekocht.

Lieber Leser, aus alledem siehst du, daß du bei Spaziergängen in München den Ausdruck nicht unbedingt mitzuschleppen brauchst. Auch ohne den wird man dich leicht als zugereiten Fremdling erkennen. Aber - mit dem Badereder allein - wirst du nicht gar so absonderlich wirken, und nicht jedem Münchner, der dir begegnet wird, dürfte sich alsdann die Wahrheit aufdrängen: „Dees is wieder so a Spinner Fremde“....

„Madame Butterfly“ auf tausend Kilometer.

Die Oper auf den Schwingen der drahtlosen Telephonie.

In seinem „Mikrofilm“ aus dem Jahre 2000 auf 1887 läßt Bellamy den Heiden seines vor mehr als einem Menschenalter viel gelebten Zukunftsbildes den Hörer des Telephons abheben, um bequem dabei in seinem Kniefleisch sitzend, die Opernvorstellung mitanzuhören, die weit von seiner Befahrung entfernt im Theater in Szene geht. Es war damals, wie so vieles in diesem Bude, eine schöne Phantasie; denn die technischen Hilfsmittel der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gestatteten keineswegs bereits eine derartige Fernübertragung. Aber es dauerte nicht lange, da war jener Traum Wirklichkeit geworden, wie auch so mancher andere, einstmal phantastische Gedanke längst zu den Realitäten unserer Zeit gehört. Ja, wir

sind über die Fernübertragung musikalischer Veranstaltungen längst hinausgewachsen, und das einstige Wunder gilt uns schon seit Jahren als überholt. Eine Stadt, in der man den Fernsprecher in großem Stil für solche Zwecke nutzbar gemacht hatte, war Budapest, wo „Telephon-Hirmonde“, die Telephonzeitung, eine Reihe von Jahren hindurch allen Anschließteilnehmern von früh bis spät nicht nur die neuesten Nachrichten, Romanfortsetzungen, Sportresultate und dergleichen vermittelte, sondern wo man, daheim oder im Kaffeekab, zur geeigneten Zeit auch die Vorstellungen der Oper oder der Operntheater mit anhören konnte. Aber die Budapest Telephonzeitung ist längst verkracht; als der Reiz der Neuheit verfliegen war, blieb der dauernde geschäftliche Erfolg aus, und Versuche, gleichartige Unternehmungen in anderen großen Städten, so auch in Berlin, einzurichten, kamen über die Absicht nicht hinaus.

Heute ist die Technik der Fernübertragung weit über die damaligen Leistungen hinausgegangen, und die drahtlose Telephonie hat von neuem kühne Ausblicke von früher ungeahnter Art ermöglicht. Es sind noch nicht fünfzehn Jahre verstrichen, seit der Schreiber dieses das „drahtlose, transportable Telephon“ als Aprilscherz in die Welt setzte; dieser scherzhaft vorgesehene Fernsprecher in der Westentasche ist, wie man weiß, heute längst verwirklicht. Mit Hilfe der Schwingungen der elektrischen Wellen vermögen wir nicht nur die Zeichen des Morsealphabetes in Laufform rings um den Erdball zu jenden, auch das gesprochenen Wort und sogar Musik kann durch den Äther in früher für undenkbar gehaltenen Fernen übertragen werden, und die dieser Tage erfolgte Uebertragung einer ganzen Opernaufführung, der „Madame Butterfly“ in der Berliner Staatsoper bildet nur die praktische Ausnützung einer gerade während der letzten Jahre außerordentlich vervollkommenen Technik.

Diese macht sich vor allem jene ungemein wertvolle Verbesserung der drahtlosen Telephonie zunutze, die es uns ermöglicht, ohne große, himmelwärts ragende Masten und weit gespannte Antennen die elektrischen Wellen sozusagen in jedem Zimmer aufzunehmen. Es geschieht das mit Hilfe der Rahmenantennen, die sich etwa in der Art eines Regenschirms zusammenklappen und in der Hand tragen lassen. Sogar wirkliche Regenschirme hat man neuerdings zu Aufnahmeantennen ausgefaltet. Freilich würde die Rahmenantenne allein noch nicht genügen, um uns etwa in München oder Köln ohne weiteres das Anhören einer Vorstellung im Berliner Opernhaus zu ermöglichen. Aber man hat in jüngster Zeit durch verhältnismäßig einfache Apparate die antommenden elektrischen Wellen so verhärtet, daß bei Benutzung der gleichfalls jetzt wieder wesentlich vervollkommenen „Lausprecher“ die aus der Ferne kommende Musik oder auch ein viele Hunderte von Kilometern weit gebaltener Vortrag selbst in großen Sälen laut und deutlich vernehmbar wird. Wer aber allein in seinem Kämmerlein die ferne Oper hören will, bedarf dazu nur eines gewöhnlichen Telephonhörers, den er ans Ohr hält.

Auch die Aufnahme der zur Uebertragung in die Ferne bestimmten Töne, seien sie sprechender, gelungener oder mechanisch erzeugter Art, macht der Technik längst keine Schwierigkeiten mehr. Hier kann man im wesentlichen die gleichen Einrichtungen verwenden, die auch früher bei der Fernübertragung durch den Draht angewandt worden sind. Man benutzt dazu eine Reihe besonders empfindlicher Mikrophone, die die Schallschwingungen in elektrische Ströme umwandeln, ganz wie beim gewöhnlichen Fern-

sprecher. Diese Ströme leitet man einer drahtlosen Großstation zu, wo sie auf automatische Weise auf die Sendeapparate übertragen werden, um nun durch die großen Antennen in Gestalt elektrischer Schwingungen in den Raum hinausgeschickt zu werden. Im einzelnen bedarf es hierzu freilich höchst geistreicher und komplizierter technischer Einrichtungen, um deren Ausgestaltung sich Marconi, der Däne Paulsen und Graf Arco außerordentliche Verdienste erworben haben.

Trotzdem darf man nicht glauben, daß nun bereits alle hemmenden Einflüsse von Raum und Zeit restlos überwunden sind, und daß es in Kürze gewissermaßen nur nötig sei, etwa in jedem Lande eine Art großes Zentralopernhaus zu bauen, dessen Vorstellungen man bis ins entlegenste Gebirgsdorf ebenso hören kann, wie im Parterre selbst. Wie eine Grammophonplatte niemals imstande ist, wirklich künstlerische Eindrücke zu vermitteln, so ist auch die Oper aus der Ferne einstweilen noch keine künstlerische, sondern eine technische Errungenschaft, und es ist vielleicht noch auf lange hinaus ein ungelöstes Problem, die Wiedergabe auf den Schwingungen des Äthers so künstlerisch zu gestalten, daß sie auch nur annähernd vollwertigen Ersatz für die unmittelbare Aufnahme durch das menschliche Ohr bietet.

Kleines Feuilleton.

Flieger als Beobachter des Vogelzugs. Eine Erweiterung unserer Kenntnis über die Höhe, die die Vögel insbesondere bei ihren Wanderzügen einhalten, dürfen wir von der Beobachtung der Piloten der Flugzeuge erwarten, die heute in großer Zahl dem Handelsverkehr dienen. Nach Aussage der im Expedientien stehenden Flugzeugführer werden von ihnen Vögel nur in seltenen Fällen in größeren Höhen als etwa 1000 Meter angetroffen. Eine Ausnahme von der Regel stellte indessen kürzlich ein Flieger fest, der, als er in einer Höhe von 4000 Metern flog, 1000 Meter über sich ein paar fliegende Vögel beobachtete. Er nimmt an, daß es Adler waren. Ein anderer Flieger, der längs der Küste dahinflog, wurde unterwegs von einer großen Möwe attackiert. Der Vogel schien aber keine Ahnung zu haben, daß die Maschine von Menschenkraft gelenkt wurde; denn er kümmerte sich nicht um den Mann, sondern hielt sich ausschließlich an die Maschine, die er augenscheinlich für das befähigungsmüddige Geschöpf hielt. Adler, die ein besseres Sehvermögen haben und intelligenter sind, scheinen dagegen sehr wohl einen Unterschied zwischen den Menschen und dem Flugzeug zu machen. Als beispielsweise einmal ein Pilot über die Pyrenäen flog, schien der Adler, der ihn begleitete, seine Angriffe direkt gegen ihn und nicht gegen die Maschine zu richten. Was die Höhe anbelangt, die die Vögel bei ihren Wanderzügen einhalten, so nahm man bisher an, daß sie zuweilen eine Höhe von rund 7000 Meter erreichen können. Nach den Bestimmungen der Flieger dürfte aber die einzuhaltende Höhe im Durchschnitt nur auf etwa 1000-1700 Meter zu schätzen sein. Auch über die Geschwindigkeit des Vogelzugs liegen interessante Beobachtungen von Flugzeugführern vor. Bei Schwalben, den schnellsten Fliegern, wurde schon des öfteren festgestellt, daß sie eine fliegende Maschine überholen. Man schätzte die dabei erreichte Stunden-Geschwindigkeit auf über 100 Kilometer. Bemerkenswert ist in dieser Beziehung auch die Leistung eines Kämpfers, der von einem Piloten verfolgt wurde, und dem es gelang, seinem Verfolger eine Nase zu drehen, damit einer Kraftleistung, bei der er eine Geschwindigkeit von 175 Kilometer in der Stunde erreichte.

Herzlichen.

Kein Ebenholz, das neu poliert, in euerm schwarzen Glanz brilliert! Der Erde schönstes Schwarz ihr funkelt! Weil auch ein feines Blut durchdunkelt. Wenn weiße Zähne euch verwunden, muß gleich das franke Herz gesund! Ich preise euch für süße Stunden. Eugen Lehmann, Karlsruhe.

Rosen.

Von M. A. v. Lütgendorff.

Gott selbst hat die Rose zur Königin der Blumen ernannt, erzählt eine alte persische Sage. Deshalb läßt er die Rosen in ihren wunderbaren Farben erblühen, und hat ihnen einen Duft verliehen, der so süß ist, daß kein anderer Blüthenduft ihm gleichkommt. Und es ist wahr, die Rose ist und bleibt die Königin aller Blüten, heute noch so gut wie vor zweieinhalb Jahrtausenden, als Herodot zum ersten Male von der Schönheit einer vielblättrigen Rose sprach. Wann es zuerst gelang, aus der wildblühenden Rose eine gefüllte Delrose zu züchten, läßt sich freilich nicht mehr sagen; aber es muß lang, lang her sein; denn schon die Dosturides, der im ersten christlichen Jahrhundert lebende griechische Arzt, erwähnt unter den Heilmitteln seiner Zeit schon das Rosenöl wie auch Pastillen, Säfte und Extrakte aus Rosen, wahrscheinlich der auch jetzt noch in Südeuropa und Kleinasien zur Herstellung von Süßspeisen viel verwendeten sogenannten Rosen- oder Efigrose (Rosa Gallica).

Wirkliche oder auch nur nennenswerte Fortschritte in der Rosenzucht liegen aber noch lange Jahrzehnte auf sich warten. Noch im Jahre 1750 kannte man in Deutschland kaum 30 Rosen-

arten. Dann aber kam ein rascher Aufschwung. Zunächst in Frankreich, wo Josephine von Beauharnais, eine leidenschaftliche Rosenfreundin, mit Hilfe des Gärtners Du Pont zahlreiche neue Rosen züchtete, deren Stammformen sie sogar aus Indien und China kommen ließ; dann aber auch in Deutschland, wo die Zucht neuer Edelrosen nun auch energisch betrieben wurde, zumal da Du Pont eine zwar noch primitive, aber gleichwohl sehr brauchbare Methode entdeckt hatte, zwei Rosenarten miteinander zu kreuzen, um aus ihnen neue Spielarten zu ziehen. Den eigentlichen Fortschritt in der Zucht neuer Rosen verdankt die gärtnerische Kunst aber doch erst dem seit etwa 25 Jahren bekannten Kreuzungsverfahren, das darin besteht, daß auf die Narbe der einen Rosenart etwas Pollenstaub einer anderen Art übertragen wird, worauf die aus dieser Kreuzung entstehenden Neuförmigen rein weiter gezüchtet werden können. Hauptächlich dieses Verfahren war es denn auch, das der anfangs so kleinen Zahl von Edelrosen bis heute weit über 4000 Arten erstehen ließ.

Wenn nun auch alle diese Tausende buntfarbiger und süßduftender Rosenarten sich in irgend etwas, und sei es nur in einer feinen Farbnuance, voneinander unterscheiden - ein gemeinsames Merkmal besitzen sie doch; das sind ihre Stacheln. Nun heißt es freilich im Sprichwort: „Keine Rose ohne Dornen“, aber das Sprichwort hat der Volksmund geschaffen und nicht ein Botaniker, denn für ihn sind die spigen Gebilde Stacheln und keine Dornen. Es besteht nämlich ein strenger Unterschied zwischen den Dornen und Stacheln der Gewächse. Durchschneidet man z. B. eine der Spigen, in die die unteren Zweigen des wilden Birnbaumes auslaufen, so wird man den in der Mitte befindlichen Holzkörper von der äußeren Rindezone sich deutlich abheben sehen. In diesem Fall spricht man von einem Dorn. Bei der Rose aber ist das spige Ding ein Auswuchs des Rindengewebes, also im Gegensatz zu dem als ungebildeten Zweig geltenden Dorn nur ein Haut-

gebilde und damit ein Stachel. Wer es also mit der Wissenschaft nicht verderben will, gemöhne sich an den Rosenstachel und überlasse den Dorn den zahlreichen echten Dornengewächsen.

Poetischen Gemütern wird es wohl wider den Strich gehen, auch die Rose als Nutzpflanze und zwar sogar als Nutzpflanze in vollem Sinn des Wortes betrachten zu müssen. Aber es hilft nichts, die Rose ist wirklich ein wichtiges Rohprodukt für den Handel geworden, und die Herstellung von Rosenzweigen ist auch bei uns ein lohnender Erwerbszweig. Die ausgedehnte Handelskultur der Rose beschränkte sich früher fast nur auf den Balkan und auf Persien. Besonders an den Südhängen des bulgarischen Balkans - berührt für seine Rosenpracht ist das Tal von Karanlik - gibt es Quadratkilometer Landes, die nur mit Rosen besetzt sind und jedes Jahr Millionen von Blüten hervorbringen, zur Herstellung des berühmten bulgarischen Rosenöls. Daß es durchaus notwendig ist, den Rosenanbau in einem so gemäßigten Umfang zu betreiben, ergibt sich daraus, daß nicht weniger als 3500 kg Rosenblüten dazugehören, um auch nur ein einziges Kilogramm des kostbaren Rosenöls zu liefern.

Seit etwa 30 Jahren wird auch in Deutschland die Zucht der Delrose betrieben. Den Anfang machte man mit einer kleinen Delrosenanlage in Baden, die im Jahre 1887 als Ertrag der ersten Ernte immerhin schon 173 kg Rosen brachte. Nach und nach wurden die Anlagen immer mehr vergrößert. Auch in der Magdeburger Gegend wurden schon in den achtziger Jahren größere Delrosenkulturen angelegt.

Die nutzbringenden Teile unserer Blumenkönigin sind also vor allem ihre blühenden Blütenblätter. Auch wenn die Rose in den Dienst der Magenfrage gestellt wird, werden nur die Blütenblätter verwendet, denen man durch langsame Kochen in Wasser zuerst den Saft entzieht - der gezuckert eine vorzügliche Beigabe zu Limonaden u. dgl. bildet - worauf aus den zurückgebliebenen und fein zerfeinerten Blättern

die man mit Zucker vermischt, noch ein zart schmeckender Rosenmus bereitet werden kann. Selbst zum Tee kann man die Blättchen verwenden, wenn man sie bis zur Gärung an der Luft liegen läßt und hierauf bei guter, trockener Wärme dörret. In Bezug auf die Rose als Nutzpflanze mag übrigens auch erwähnt sein, daß das bekannte kostbare, braunrote Rosenholz, das viele Menschen sich als Edelholz vorstellen, in Wirklichkeit mit unseren Rosen nicht das mindeste zu tun hat, sondern von dem in Indien wachsenden Rosenholzbaum (Dalbergia latifolia) stammt.

Die Rose als Heilmittel kannte nur die Medizin in früheren Zeiten, wenn auch neuerdings der Duft der Rosen als Beruhigungsmittel bei nervösen Kopfschmerzen empfohlen wird, wie auch der Anblick dunkelroter Rosen auf nervöse Menschen beruhigend einwirken soll. Gebraucht wurden zur Bereitung der früher sehr geschätzten Rosenmedizin, so des Zuckerosafte, Rosenzweigs, Rosenöls und Wassers sowie des Rosenessigs, deren Heilwirkung die im 12. Jahrhundert lebende, heilkundige hl. Hildegard schon sehr rühmt, die sogen. Apothekerrose, d. h. die bereits erwähnte Zucker- oder Efigrose, eine niederblühende und auch oft verwildert vorkommende Rosenart mit ziemlich dunkel gefärbten Blüten. In Valle di Pompeji, einem kleinen, vielbesuchten Wallfahrtsort in der Nähe der ausgegrabenen Römertstadt, werden alljährlich Tausende von Rosen gepfligt, teuer verkauft und dort wundernützig gepriesen, weil sie nahe dem dort aufgestellten, ebenfalls wundernütigen Marienbild wachsen.

Die holde Königin aller Blüten ist auch die Blume der Freimaurer und gehört zu den Symbolen, die sie an ihrem alljährlichen Festtag, dem Johannistag, tragen. Drei Rosen sind es, deren Farben die Lehren der großen Gemeinschaft veranschaulichen: eine weiße, die den Frieden verkünden soll, eine bläulich-rote, die die Treue, und eine tiefrote, die die allumfassende Liebe bedeutet.

